



Der Roman *Ex-Wife*, der 1924 spielt und ursprünglich 1929 publiziert wurde, zeigt nun 100 Jahre später, was sich seither für Frauen verändert hat und noch schockierender, was immer noch gleich geblieben ist. Zwischen Freundschaften, Affären, schmerzhaften Schicksalsschlägen und dem ekstatischen Leben in der flirrenden Metropole New York City in den goldenen 1920ern erlebt man mit der Protagonistin Patricia, was es bedeutet, als Frau mit den konventionellen Rollen zu brechen, zu trinken, zu flirten und das Leben ungeniert zu feiern. Mit beeindruckender Leichtigkeit zeichnet Parrott ein Bild ihrer Zeit, das in seinen Fragen immer noch hochaktuell ist.

Ursula Parrott (1899-1957) ist das Pseudonym von Katherine Ursula Towle, Autorin von über zwanzig Romanen und fünfzig Kurzgeschichten. Geboren in Boston, besuchte sie das Radcliffe College, bevor sie nach Greenwich Village zog und Zeitungsreporterin wurde. Ihr zunächst anonymes Debüt, *Ex-Wife*, wurde 1929 über 100000 Mal verkauft. Parrott wurde bald zu einer der erfolgreichsten Schriftstellerinnen der 1930er Jahre, doch nachdem ihre Popularität zurückgegangen war, unter anderem aufgrund diverser Gerichtsverfahren, starb Parrott schließlich verarmt und alkoholkrank an Krebs in New York.

Weitere Informationen finden Sie auf www.fischerverlage.de

URSULA PARROTT

**EX
WIFE**

ROMAN

Aus dem Englischen
von Tilda Engel

 FISCHER



Deutsche Erstausgabe
Erschienen bei FISCHER

Copyright © 1929 von Jonathan Cape and Harrison Smith, Inc.;
Copyright erneuert 1957 von Lindsay Marc Parrott, Jr.;
Nachwort Copyright © 1989 von Richard Kai Parrott;
Neuaufgabe 2023 McNally Editions New York.

Für die deutschsprachige Ausgabe:

© 2024 S. Fischer Verlag GmbH, Hedderichstr. 114,
D-60596 Frankfurt am Main

Die Nutzung unserer Werke für Text- und Data-Mining im Sinne
von § 44b UrhG behalten wir uns explizit vor.

Umschlaggestaltung: FAVORITBUERO, München
Umschlagabbildung: Darya Komarova / shutterstock
Satz: Dörlemann Satz, Lemförde
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
ISBN 978-3-949465-28-4

Mein Ehemann hat mich vor vier Jahren verlassen. Warum – verstehe ich nicht so genau und habe es auch nie verstanden. Er vermutlich auch nicht. Heute, da die Katastrophe, die es zu sein schien, und die Gründe dafür gleichermaßen belanglos sind, neige ich immer mehr zu der Auffassung, dass er sich dazu durchgerungen hat, mich zu verlassen, weil ich ihm bei der ersten Erwähnung unserer möglichen Trennung so abscheuliche Szenen gemacht habe.

Natürlich hat er in den turbulenten sechs Monaten, die seinem tatsächlichen Auszug vorausgingen, Gründe dafür angeführt, Dutzende. An manche erinnere ich mich. Manchmal sagte er, ich sähe nicht mehr so gut aus. Andere Male sagte er, nur mein gutes Aussehen spräche für mich. Er sagte, ich zeigte kein Interesse an seinen Interessen. Er sagte auch, ich würde mich kopfüber in sie alle hineinstürzen. Er sagte, ich sei geistlos oder temperamentvoll; ich hätte keine Moral oder ich sei prüde. Er sagte, er wolle die Frau heiraten, die er wirklich liebe; und wenn er mich endlich los sei, würde er ganz sicher nie eine andere heiraten.

In den vier Jahren, die seither vergangen sind, habe ich mir die Gründe für das klägliche Ende vieler Ehen angehört und bin zu der Überzeugung gelangt, dass die Liste meines Mannes genauso nachvollziehbar ist wie die meisten.

Er war meiner überdrüssig geworden; und suchte mühsam nach Gründen, um seinen Überdruß zu rechtfertigen; und fand sie. Ihm erschienen sie stichhaltig. Vermutlich hätte ich, wenn ich seiner überdrüssig geworden wäre, das Gleiche getan.

Aber ich war seiner nicht überdrüssig; daher kämpfte ich erbarmungslos und sehr einfältig gegen sein Weggehen. Ich war mir sicher, wenn ich kämpfte, würde ich gewinnen. Nie mehr wieder war ich mir meiner so sicher wie damals mit vierundzwanzig. Keinerlei ethische Skrupel wegen der Besitzansprüche und kein Gedanke an die Flüchtigkeit erzwungener Gefühle verkomplizierten meine Anstrengungen, das zu behalten, was ich behalten wollte.

Ich glaube, zu Anfang heuchelte ich ihm höhere Beweggründe vor – »bleib um unserer Familien willen« und so weiter. Später, als ich zunehmend panisch wurde, versuchte ich es mit Streit, Wut, Angst, Hysterie und Selbstmorddrohungen; und weigerte mich bis fünf Minuten, ehe er ging, mir einzugestehen, dass er trotz allem tatsächlich gehen könnte ...

Als er seine Sachen zusammenpackte, saß ich da und glaubte es allmählich. Ich überlegte, welches Wunder ich in letzter Minute vollbringen könnte: Ich könnte mir die Pulsadern aufschneiden, so dass er einen Arzt holen müsste und bleiben würde, bis ich wieder gesund wäre. Aber ich sah ein, dass er in einer Welt, die mir plötzlich völlig unbegreiflich geworden war, einfach hinausmarschieren und mich an meinen Wunden sterben lassen könnte.

Ich hoffte, ich sähe verheerend aus; ich hoffte, ich sähe wunderschön aus. Dann fiel mir ein, dass der Sessel, in dem ich saß, ein Hochzeitsgeschenk seiner Tante Janet gewesen war, und fragte mich, was man mit den Hochzeitsgeschenken der

Verwandten des Ehemanns machte, wenn der Ehemann ging. (In New York verkauft man sie letzten Endes an arme, jung verheiratete Freunde.) Die Lampe neben mir gehörte zu den ersten modernistischen. Mir fiel ein, dass Wanamaker's dafür noch kein Geld bekommen hatte.

Das Geräusch von zuklappenden Kofferdeckeln verklang. Er kam herein.

Da stand er, gutaussehend, störrisch und unglücklich. Erinnerungen überfielen mich, wie hübsch ich ihn damals gefunden hatte – als wir uns auf einer Hausparty in New Haven zum ersten Mal getroffen hatten, im Frühling vor vier, nein, vor fünf Jahren ...

»Ich gehe und suche nach einem Taxi, um meine Sachen zu transportieren«, sagte er.

»Peter, geh nicht.«

»Wozu soll das gut sein?«, fragte er.

Wir sahen uns an. Und nach diesen sechs Monaten, in denen ich es immer wieder geschafft hatte, einen neuen Protest hervorzubringen, ob nun von Belang oder nicht, gab es plötzlich keinen mehr.

Ich litt. Wir hatten uns drei Jahre geliebt und die Hälfte des vierten gehasst. Der Weg, den wir von einem heiteren, zversichtlichen Anfang bis hierhin zurückgelegt hatten, erschien mir so lang.

Offenbar hatte er noch letzte Worte aufzubieten, für den Fall, dass ich keine finden sollte. Er setzte zwei-, dreimal an.

»Wann lässt du dich von mir scheiden, Patricia?«

»Den Teufel werde ich tun«, entgegnete ich.

Er zuckte mit den Schultern. Er war nicht einmal wütend. Er sah einfach müde aus.

»Mach, wie du denkst, Patty.« (Seit Monaten hatte er mich nicht mehr »Patty« genannt. Gelegentlich »Pat« oder im Zorn »Patricia«.)

Dann sagte er: »Trauere mir nicht so lange nach, meine Liebe ...« Er kam auf mich zu, strich mir übers Haar und ging.

Mir kam meine letzte und dümmste Eingebung. Ich dachte: »Wenn er seine Koffer nicht bekommt, kann er nicht gehen«, und verriegelte die Wohnungstür. Er kam mit dem Taxifahrer zurück und klopfte. Ich saß ganz still da. Er schrie: »Wenn du jetzt nicht diese Tür aufmachst, trete ich sie ein.« Er hätte es getan. Also öffnete ich. Er schleuderte seine Schlüssel auf einen Tisch. »Die brauche ich nicht mehr.«

Ich setzte mich wieder in den Sessel. Koffer, Taschen, Taxifahrer und Ehemann verschwanden mit Getöse. Ich dachte: »Das ist das Ende. Warum weine ich nicht oder so was?«

II

An einem Sonntag, in den trügen Stunden zwischen einem späten Frühstück und dem Zeitpunkt, zu dem man sich für eine Cocktailparty anzieht, versuchte Lucia, mit der ich eine Wohnung teilte, eine »Ex-Frau« zu definieren.

»Nicht jede Frau, die mal verheiratet war, ist eine. Bei manchen Frauen ist es viel wichtiger zu wissen, dass sie an diesem oder jenem arbeiten oder dass sie gerne reisen oder Symphoniekonzerte besuchen, als zu wissen, dass sie mit dem einen oder anderen verheiratet waren.«

Sie sah mich nachdenklich an. »Du bist eine Ex-Frau, Pat, denn das ist das Wichtigste, was man über dich wissen kann –, dass du mit einem Mann verheiratet warst, der dich verlassen hat, erklärt alles andere.«

»Nach dieser Definition bist du auch eine. Dass du früher mit Arch verheiratet warst, erklärt das meiste an dir«, sagte ich.

»Ja, aber ich erhole mich davon. Man ist keine Ex-Frau mehr, wenn man sich wieder verliebt oder an den Mann überhaupt nicht mehr denkt.«

»Wie viele Jahre dauert es, bis man dieses Stadium erreicht?«, fragte ich. Ich war am Abend zuvor mit Peter essen gewesen und wusste, dass ich mich eine Woche lang elend fühlen würde.

»Komm, komm, meine Süße«, sagte sie. »Morgen fühlst du dich schon besser.«

Sie setzte wieder an. »Eine Ex-Frau ist eine Frau mit einem steifen Nacken, weil sie immer über die Schulter zurück auf ihre Ehe schaut.«

Ich fiel ein. »Eine Ex-Frau ist eine Frau, die auf Partys immer über die Freuden des Unabhängigseins schwafelt, solange sie nüchtern ist ... und nach einem Drink zu viel lässt sie sich entweder über die Tugenden oder die Gemeinheiten ihres früheren Mannes aus.«

»Eine Ex-Frau«, sagte Lucia, »ist einfach eine überschüssige Frau, so wie die, über die sich die Soziologen im Krieg Gedanken gemacht haben.«

»Niemand macht sich Gedanken über eine Ex-Frau, abgesehen von ihrer Familie – oder ihrem Mann, wenn sie zufällig zu denen gehört, die Unterhalt beziehen«, sagte ich.

»Darüber müssen wir uns noch keine Sorgen machen, Schätzchen. Wir sind viel zu gefragt. Warte, bis wir vierzig sind ... wenn wir nicht vorher an Schlafmangel gestorben sind.«

»Ich werde bis dahin gestorben sein, weil ich schlechten Absinth trinke«, äußerte ich resigniert.

Lucia bekehrte auf. »Ich wünschte mir wirklich, du würdest aufhören, dieses Zeug zu trinken. Das schadet deiner Schönheit.«

Aber ihre Stimme klang matt. Wir redeten einfach so. Schon bald würde es Zeit sein, sich zu schminken und ein Samtkleid überzustreifen, und die Ereignisse würden sich überschlagen. Es war kein schlechtes Leben, solange die Ereignisse sich überschlugen. Und für gewöhnlich taten sie es.

Ich wagte eine weitere Definition. »Ex-Frauen ... junge, hübsche Ex-Frauen wie wir sind der Beweis, dass diese Freiheit für Frauen sich als Gottes größtes Geschenk an die Männer entpuppt.«

Wir lachten. Die Wintersonne schien herein und wärmte uns die Schultern. Es war schön, hier zu sitzen. Peter und ich hatten uns in der Nacht zuvor höllisch gestritten.

»Denk nicht an ihn«, sagte Lucia. »Ich sehe immer, wenn du es tust. Dein Mund verzerrt sich dann so schrecklich.« Wieder sprach sie ganz unvermittelt über Ex-Frauen.

Ich war mürrisch. Wenig später sagte ich: »Eine Ex-Frau ist eine junge Frau, für die die Ewigkeit, die man sich bei der Trauung geschworen hat, auf drei, fünf oder acht Jahre zusammenschnurrt.«

Lucia: »Da wir unter den zerfetzten Bannern von ›Ewiger Liebe‹ und ›Alles für die Reinheit‹ aufgewachsen sind, müssen wir uns an das Leben im Zeitalter der One-Night-Stands anpassen.«

Dann fiel ihr wieder ein, dass sie mich ja aufheitern wollte.

»Schätzchen, was macht das schon ... Wir sind unglaublich beliebt, wir kennen sagenhaft viele Männer, und wir gehen überall hin.«

»Sie alle wollen mit uns schlafen«, sagte ich. »Kaum sind sie zum Abendessen hier, stellen sie sich darauf ein, zum Frühstück zu bleiben.«

»Und das ist auch nicht so wichtig, Pat. Das weißt du. Du fühlst dich heute einfach mies ... Was ziehst du an?«

Ich sagte es ihr und ging mich ankleiden. Als ich wieder herunterkam, hatte sie zwei Martinis gemixt. Ich fühlte mich besser, nachdem ich meinen getrunken hatte.

Dann kam Max, wir gaben ihm auch einen Martini, und er sagte: »Auf das Verbrechen und andere Vergnügungen.« Diesen Trinkspruch gab er immer von sich. Dann erkundigte er sich nach unserer Gesundheit und der Arbeit. Vermutlich weil die Arbeit ihm so wichtig erschien.

Für uns war sie das nicht. Wir hatten beide einen Job in der Werbebranche. Lucia arbeitete in einer Agentur. Ich war Werbetexterin für Mode in einem Kaufhaus. Jede von uns verdiente im Schnitt hundert Dollar in der Woche, das Klimpergeld durch freiberufliches Schreiben inbegriffen. Wir hatten eine Dachkammer, so nannten wir unsere Wohnung, an der Park Avenue. Die Miete betrug hundertfünfsiebzig Dollar im Monat, unser restliches Geld gaben wir für Kleider aus. Wir sparten nie etwas.

Lucia sagte, zu Zeiten ihrer Ehe habe sie immer gespart. Ich auch. Einmal hatte ich ein Jahr lang fünf Dollar in der Woche zurückgelegt für einen Teppich, der »schön genug sein sollte, um ihn zu behalten, wenn wir dann ein Haus hätten«. Nachdem Peter mich verlassen hatte, verscherbelte ich den Teppich für vierzig Dollar und kaufte davon ein Paar Schuhe und einen Hut.

Solange ich verheiratet war, habe ich Geld gespart und Pläne für die nächsten fünfzig Jahre geschmiedet und so. Danach machte ich nicht einmal mehr Pläne für den übernächsten Monat. Ich hielt das für eine große Zeitverschwendung.

Als wir Max nicht mehr viel Neues über unsere Arbeit berichten konnten, nahmen wir ihn mit auf die Cocktailparty. Er habe große Freude daran, die jüngere Generation zu beobachten. So seine Worte.

Wir kannten nicht viele Juden. Er war einer der nettesten.

Er war alt; ähnelte einem Porträt von Rembrandt; hatte etwa eine Million Dollar im Altwarenhandel verdient; und wurde von Leuten umworben, die wollten, dass er ihnen Geld für ihre Menschenliebe gebe. Er hatte eine große Frau, die er anbetete. Eines Tages hatte er uns stolz erzählt, sie lerne schreiben. Wir dachten einen Moment, es handele sich um das Schreiben von Büchern, aber er meinte das ABC.

Er gehörte nicht zu unserem Kreis. Aber es war gar kein Kreis; nur nicht zusammenpassende Einzelstücke. Die Namen in meinem Terminkalender des ersten Jahrs nach Peter zeigen ziemlich gut, was für Leute wir kannten. (Bei manchen Initialen kann ich mich nicht mehr erinnern, für welche Person sie stehen.)

»Abendessen – Richard« ... er war Sonntagsredakteur bei einer Zeitung. Später ging er mit einem dieser Dreimonatsverträge nach Hollywood. Ich habe gehört, dass er jetzt in San Francisco Sportberichte schreibt.

»H. R. G. – 20 Uhr« ... Autor eines Theaterstücks, das ein Riesenerfolg war, und von zwei weiteren, die floppten. Ich ging mit ihm zur Premiere eines der Flops. Das war kein Galaabend.

»David – Sonntagsfrühstück« ... wer war David? Eine vage unerfreuliche Ahnung. Oh ja, das war die Nacht, in der ich auf der Eighty-Sixth Street tatsächlich voller Wut während eines Schneesturms aus einem Taxi gesprungen bin. David importierte Würstchen aus Russland. Ein merkwürdiges Metier.

»Hal – in den Biergarten nach Hoboken« ... er war nur ein Ex-Botschafter, der sich für sehr, sehr jung im Herzen hielt.

- »Leonard – im Russischen Bären – 20 Uhr« ... er war ziemlich süß. Ein ehemaliger Rhodes-Stipendiat, der für dreißig Dollar die Woche bei einer Klatschzeitung arbeitete.
- »C. L. C. – im Ritz – 19:15 Uhr« ... *der* Romanautor der jüngeren Generation. Das äußerte er immer freimütig, ohne dass er danach gefragt wurde.
- »Dominic – zum Abendessen im Cecilia« ... er war so ein ernster, junger italienischer Chirurg; und er tanzte wie ein argentinischer Profi.
- »Gerard – im Brevoort – 18:30 Uhr« ... er war einer der unbedeutenderen Männer an der Wall Street.
- »Ken-Ken-Ken« ... mindestens dreimal in der Woche fast das ganze Jahr über. Wenn ich seinen Namen lese, sehe ich die Lichter der Harlemer Tanzsäle auf dem goldensten Haar aufblitzen, das ich je gesehen habe. Er hätte der größte Regisseur der Filmwelt sein können. Er und ich hatten die schönste Zeit, die man sich vorstellen kann. Aber er küsste mich nicht ein einziges Mal.
- »John – Samarkand – 21 Uhr« ... er malte Wandbilder für Gaswerke, Elks' Clubs und solche Orte.
- »Ned – bei ihm – 18:30 Uhr« ... er machte irgendwas im Verlagswesen; sammelte alles zu Napoleon – und kredenzte unglaubliche Mengen herrlichsten Cognacs.

So waren die Männer. Ich hatte nicht viele Verabredungen mit Frauen.



Dieses Gespräch mit Lucia über Ex-Frauen fand über ein Jahr nach dem Abend statt, an dem Peter mich im Sessel seiner Tante Janet zurückgelassen hatte.

Ich saß viereinhalb Stunden da. Ich weiß es genau, denn als ich Peters Taxi wegfahren hörte, schaute ich auf die Banjo-Uhr, die uns mein Großvater geschenkt hatte. Es war zehn Minuten nach sechs.

Neben mir lag eine verschlossene Zigarettenschachtel. Beim Öffnen riss ich zwei, drei heraus; eine zündete ich an; und versuchte zu begreifen, dass es keinen Peter mehr gab. Doch stattdessen fielen mir Dinge ein, die wir gemeinsam unternommen hatten. Sie rauschten durch meinen Kopf wie bewegte, viel zu schnell abgespielte Bilder – nur dass diese hier grell bunt waren, nicht schwarz-weiß-grau, und mit Stimmen und Düften.

Winter in London. (Wir gaben jeden Penny unserer Hochzeitsschecks vier Monate lang in England und während eines Frühlings in Paris aus; denn anschließend würde Peter lange Zeit hart arbeiten müssen und ein Starreporter werden. Oder, wie ich vorschlug, Theaterkritiker, weil ich das Theater so sehr liebte.) Nach dem Mittagessen eilten wir zu Brown-Shipley's an der Pall Mall, um einen Scheck einzulösen; anschließend hetzten wir den Strand entlang zu Romano's American Bar, damit wir dort ankämen, ehe um halb drei der Service ein-

gestellt wurde. Meistens erreichten wir um fünf Minuten vor halb drei atemlos die Tür.

Peter bestellte reichlich doppelten Scotch und Soda auf einmal, um den Nachmittag zu überstehen. Ein Hauch von Nebel drang herein. Ich konnte mich an den Geruch des Nebels erinnern; an den rauchigen Duft des Scotch; an die kleinen Schweppesflaschen, deren Lichtreflexe auf dem ganzen Tisch funkelten; an Peters dunkle Stimme, die lustige Dinge sagte, etwa wie hübsch ich sei und was für einen Spaß wir haben würden, und über die fremden Orte, die wir eines Tages, sobald wir Geld hätten, bereisen würden – Moskau, Buenos Aires, Budapest und China.

Oder beim dritten Highball: »Ich bringe dir bei, wie man anständig trinkt, Patty-Liebling. Die meisten Ehefrauen trinken so jämmerlich. Guter Scotch, Pat ... er steht dir in Zeiten großer Sorgen bei ... Aber ich werde nie zulassen, dass du große Sorgen hast.

Keine großen Sorgen ... und kein Baby, zumindest kein Baby in den nächsten Jahren. Du bist zu jung und hübsch, und ich will nicht, dass du Verletzungen davonträgst.«

Wir bekamen ein Baby, nachdem wir nach Hause zurückgekehrt waren und Peter fünfundvierzig Dollar in der Woche verdiente. Er war sehr beunruhigt. Wenn er sich nicht gerade Sorgen machte, wie wir es durchbringen sollten, fragte er sich, ob es mich sehr verletzen und ob ich jemals wieder hübsch sein würde.

Er war damals zweiundzwanzig Jahre alt. Ich war einundzwanzig.

Unsere Familien ließen uns strampeln, weil das jungen Leuten angeblich ein Gefühl für die Realitäten des Lebens ver-

middle. Allerdings nahmen sie an, sie ließen uns mit einem wöchentlichen Verdienst von fünfundsiebzig Dollar strampeln: denn wir hatten ihnen erzählt, so hoch sei Peters Gehalt.

Nachdem ich mich an den Gedanken, ein Baby zu bekommen, gewöhnt hatte, dachte ich, es sei doch ganz nett ... ein kleiner Sohn, der Peter ähneln würde.

Er sagte: »Wo zum Teufel sollen wir in einer Zweizimmerwohnung das Kind unterbringen? Wir werden niemals wieder alleine sein. Es wird deine ganze Zeit beanspruchen. Babys müssen ständig gebadet, geschaukelt und gefüttert werden.«

»Vielleicht kann es in der Küchenecke schlafen, und dann bringe ich es für lange Besuche zu meiner Familie, damit es dir nicht auf die Nerven geht«, sagte ich.

»O, Gott«, sagte er. »Die weinen doch immer, oder?«

»Ich weiß es nicht, Peter. Sehe ich sehr schrecklich aus?«

»Natürlich nicht, und ohnehin rechne ich damit, dass du das wieder hinkriegen wirst.«

Ich fuhr nach Hause nach Boston, um das Baby zur Welt zu bringen. Ich hatte das Gefühl, was auch immer mit mir geschehen sollte, wäre leichter zu ertragen, wenn ich nicht den elend aussehenden Peter anschauen müsste, der sich verzweifelt Mühe geben würde, hilfreich zu sein.

Das Baby war ein Junge. Er hatte riesige dunkelblaue Augen und flaumiges Haar, hell wie das von Peter; er wog achteinhalb Pfund. Ich war ganz verrückt nach ihm; es sei denn, ich meinte gerade, ich könne weder Energie noch Interesse für irgendetwas aufbringen und das werde ewig so bleiben.

Peter kam natürlich, um ihn sich anzuschauen; aber er war so entzückt darüber, dass ich wieder schlank war, dass er überhaupt nicht über das Baby sprach, sondern nur sagte: »Nenn

ihn Patrick, weil du Patricia heißt; und weil Patrick, wenn er groß ist, ein so seltener Name ist, dass er wieder in Mode sein wird.« So machte ich es. Ich hielt es für amüsant, ein Baby mit dem Namen Patrick zu haben.

Nachdem ich mit Patrick drei Monate bei meinen Eltern verbracht hatte, fuhr ich für eine Woche allein zu Pete, um eine Wohnung zu suchen, wo genügend Platz für das Baby wäre. Die Lösung mit der Küchenecke schien mir nun, da es geboren war, nicht mehr angemessen.

Das Baby starb an meinem zweiten Tag in New York.

Als ich zu Peter zurückkehrte, waren wir völlig blank. Er hatte sich Geld geliehen, um meine Krankenhausrechnung zu begleichen. Wir wollten nicht, dass unsere Familien erfuhren, dass wir sie nicht bezahlen konnten. Er hatte damit gerechnet, zehn Dollar mehr in der Woche zu bekommen, aber er bekam nur fünf.

Wir waren nicht sehr glücklich. Wenn er müde war, wurde er manchmal ärgerlich, weil ich wegen des Babys so viel weinte, und ich war immer leicht aufgebracht, weil er offenbar überhaupt nicht um das Baby trauerte.

Nach einer Weile wurde es besser. Unsere Familien, die allmählich begriffen hatten, dass wir sehr arm waren, schickten uns Schecks zu unseren Geburtstagen, und damit bezahlten wir unsere Schulden. Wir zogen in eine Wohnung am westlichen Rand von Greenwich Village. Sie hatte ein Dach, auf dem wir in den heißen Augustnächten saßen und wieder über Orte plauderten, an die wir reisen wollten, und über Dinge, die wir schon bald tun würden (aber nicht so bald, wie wir es im Jahr zuvor geglaubt hatten).

Auf der anderen Straßenseite spielte ein Mann wundervoll Chopin. Ich lehnte meinen Kopf an Petes Schulter, lauschte und fühlte mich ganz ruhig.

Eines Tages: »Patty, wir müssen unser Budget um ein Paar Schuhe für mich erweitern. Die hier sind an der Seite aufgerissen, und außerdem ist eine Sohle durchlöchert.«

»Das ist eine große Tragödie, Pete. Seit einem Monat kann ich den Eismann und die Wäscherei nicht mehr beschwichtigen. Wie viel kosten Herrenschuhe?«

»Liebling, was ich früher für Schuhe bezahlt habe und für wie viel ich heute welche bekomme, ist ein großer Unterschied.«

Am nächsten Tag: »Ich habe ein Paar für sechs Dollar gesehen, das nicht allzu scheußlich aussieht. Können wir diese Woche drei Dollar zurücklegen und drei in der nächsten, meine Kleine?« Er schnitt Pappe aus, um sie in den Schuh mit der durchlöcherten Sohle zu legen, und war dabei ganz heiter.

Ich war abgrundtief traurig. Armer Peter. Er war immer so gut und lässig gekleidet gewesen.

Die neuen Schuhe wurden *das* Highlight dieser zwei Wochen.

Am Abend vor dem zweiten Zahltag kam er fröhlich nach Hause. »Onkel Harrison hat mir ins Büro telegraphiert. Er ist um sieben Uhr im Brevoort und will uns zu einem üppigen Abendessen einladen, Pat. Zieh dich rasch um. Ich wünschte, es wäre schon morgen und ich hätte die schönen Schuhe.« In den zwei Wochen der Vorfreude hatten sie sich von »nicht allzu scheußlich« zu »schön« gemausert.

Ich zog mich um. Ich hatte noch ein, zwei Sachen aus meiner Aussteuer, die sich anboten. Aber, »Pete, was ziehst du

vor, Strümpfe mit einer breiten Laufmasche auf der Innenseite oder einer mittelbreiten auf der Rückseite?«

»Mein Gott, Liebste, sind all deine Strümpfe kaputt?«

»Sieht so aus.«

Wir entschieden uns für das Paar mit der Laufmasche auf der Innenseite und genossen ein wunderbares Abendessen mit seinem Onkel.

Als er am nächsten Tag nach Hause kam, wirkte er recht verlegen. Ich sah nach den hübschen Schuhen, aber er hatte sie nicht an. Er hatte eine kleine Schachtel in der Hand. »Ich habe dir ein Geschenk mitgebracht, Patty«, sagte er.

Er hatte mir drei Paar Strümpfe gekauft.

In der nächsten Woche bekam er eine Gehaltserhöhung von zehn Dollar; und im darauffolgenden Monat antwortete ich auf eine Stellenanzeige in der *Times*, ein Werbetexter wurde gesucht. Ich fabulierte etwas über frühere Erfahrungen und bekam den Job für vierzig Dollar die Woche. Anfangs verfasste Pete am Vorabend meine Werbetexte, die ich am nächsten Tag brauchte, bis ich es gelernt hatte und selber konnte.

Plötzlich hatten wir Geld für eine Haushaltshilfe; und für Petes Drinks auf dem Heimweg; und für unsere allabendlichen Essen im Restaurant; und Geld für Gin für Partys.

Danach hielten wir es gerade noch ein Jahr miteinander aus.

Peter und ich vertrugen beide den Alkohol gut; das heißt, er wurde nicht lautstark und ich nicht kicherig; und keinen von uns beiden fand man am Ende eines Abends bleich und schwindlig auf einem fremden Bett; das heißt aber nicht, dass er nicht jedes Mädchen, mit dem er gerade tanzte, nach dem achten Drink enger an sich drückte als nach dem drit-

ten oder dass ich nicht in gleichem Maße charmante Reden von nahezu jedem mit zunehmendem Interesse entgegennahm.

Wir liebten uns noch und waren rasend eifersüchtig; aber wir gaben unsere Eifersucht nie zu: Sie war zu himmelschreiend altmodisch. Er ermunterte mich, mit alten Freunden von außerhalb, die hin und wieder auftauchten, zum Abendessen und zum Tanzen in Lokale zu gehen, die er sich nicht leisten konnte; denn er wollte, dass ich mich vergnüge. Und er gabelte zwei, drei leicht missverständene hübsche Ehefrauen auf, die ihn als Vierten zum Bridge aufforderten oder als Zweiten zum Tee. Ich dachte, all das mache ihm Freude.

Aber wir waren eifersüchtig. Als ich ihn einmal dabei überraschte, wie er auf einer Party eine reizende Schulter küsste, sagte ich nichts, aber ich nahm es ihm übel. Und als ich eines Nachts in einen banalen Autounfall in New Jersey verwickelt war und um fünf Uhr morgens sehr zerzaust nach Hause kam, gab er den gelassenen und amüsierten modernen Ehemann, aber in seinen Augen flackerte die Wut.

Dinge dieser Art entwickeln sich und werden mehr.

Als ich für ein Wochenende an der Küste war, verbrachte Peter die Nacht mit einer der nicht ganz so glücklichen Ehefrauen. Er erzählte es mir. Er und ich hatten uns auf strikte Ehrlichkeit geeinigt. Ich machte ihm keine Szene – aber danach waren meine Gefühle für Peter nie mehr so wie zuvor. Es war mir unvorstellbar, dass ich ihm je untreu werden würde. Doch zwei, drei Monate nach dieser Episode war ich es.

Pete war über den Sonntag nach Philadelphia gefahren. Ricky rief an und fragte, ob er uns am Samstagabend auf die üblichen Drinks und ein Abendessen irgendwo treffen könne.

Ich erzählte ihm, dass Pete weggefahren sei, woraufhin er meinte, dann wolle er mit mir ausgehen und für mein Vergnügen sorgen. Das war schon Dutzende Male vorgekommen – und viele Male mit Rickey.

Zufällig war er Petes ältester Freund. Dieselbe Grundschulklasse und so weiter. Rickey war ein überaus charmanter Mann. Er mochte mich; wir tanzten gut zusammen; für gewöhnlich küsste er mich ein-, zweimal im Laufe eines Abends, und Pete wusste das. Ich glaube nicht, dass Rickey an jenem Abend weiter gesteckte Ziele im Sinn hatte als sonst.

Wir hatten Lust, uns unters Volk zu mischen, und fuhren nach Harlem; doch an dem Abend war es warm, Harlem war überlaufen und die Luft stickig. Also schlug Rickey vor: »Komm mit zu mir, ich mache uns einen kühlen Drink, und wir hören eine Symphonie auf dem Grammophon. Da ist es ruhiger.«

Nichts sprach dagegen. Es war noch recht früh, und ich war nicht müde.

Rickey mixte uns einen Gin Fizz, wir saßen eine Weile an seinem Fensterplatz, bewunderten den Washington Square, legten Platten auf und tranken noch ein paar Gin Fizz. Wir sprachen über Galsworthy, Wells und Bennett, soweit ich mich erinnere. Ich schlenderte in sein Schlafzimmer, um meinen Lippenstift nachzuziehen; er kam mir hinterher und fühlte sich getrieben, mich zu küssen. Auch ich küsste ihn. Ich mochte Rickey sehr.

Und dann – ob es nun an der Sommernacht lag, an der körperlichen Anziehung oder an den Gin Fizz ist nicht so wichtig – wurde Rickey zum Höhlenmenschen. Erst war ich erschrocken. Dann wurde ich ärgerlich und sagte: »Rickey,

lass das, auf der Stelle.« Genauer gesagt, war es die Stelle, als er mich nicht mehr auf den Mund, sondern auf den Hals küsste.

Er hörte auf und blieb etwa eine Minute mit seinem Arm um meine Schulter stehen. Ich sah zu ihm auf – er war ungefähr dreißig Zentimeter größer als ich – ein schöner, dunkelhaariger junger Mann.

»Entschuldigung«, sagte er.

»Mach nicht so ein tragisches Gesicht, Rickey. Es ist kein Kompliment für mich, wenn du meinetwegen das Gesicht so verziehst.« Er lachte und küsste mich erneut; und in diesem Moment war es um uns geschehen.

Aber in diesem Moment hatte ich gar nicht mehr den Wunsch, es nicht geschehen zu lassen. Neugier? Verlangen? Ein Empfinden, dem Pete nachgegangen war, warum sollte ich es nicht auch tun? Der Gedanke, es sei ein Abenteuer? Ich erinnere mich nicht mehr genau. So vieles ist inzwischen passiert.

Ich wachte um sechs Uhr auf. Der schlafende Rickey sah sehr friedlich aus. Aus welchem Winkel ich diesen ansehnlichen Kopf auch betrachtete, ich konnte in ihm nicht den Schurken erkennen.

Ich dachte an Peter, und ich dachte, mir würde schlecht. Also stand ich rasch auf, ging unter die Dusche und zog mich an. Rickey schlief noch immer. Ich hinterließ ihm eine Nachricht auf einem Zettel. An sie erinnere ich mich.

Ich hatte geschrieben: »Rickey, ich bekomme keinen hysterischen Anfall, aber ich weiß, dass mir beim Frühstück nichts einfällt, was ich sagen könnte. Ruf uns bald an.«

Kaum war ich zu Hause, bekam ich den hysterischen Anfall. All die Geister meiner Ahninnen, die gute Frauen gewesen

waren, saßen um mich herum und verdammten mich. Dann erwog ich das Problem Peter. Ich wurde noch hysterischer. Da ich sehr hungrig war, ging ich in Alice McCollister's Coffee Shop und genehmigte mir ein ausgiebiges Frühstück.

Peter würde am Abend um sechs Uhr nach Hause kommen. Es war vier, als mir klar wurde, dass ich Angst hatte, es ihm zu erzählen – einen theoretisch modernen, jungen Ehemann mit der Tatsache der Untreue seiner Frau zu konfrontieren, überstieg meine Kräfte.

Was ich also Peter wegen tat, ich nahm ein Bad. Dann schminkte ich mich sorgfältig und begrüßte ihn mit Tee und Muffins statt mit einem Geständnis. Wir gingen zum Essen in ein Restaurant und trafen zufällig Rickey; und er und Pete zelebrierten einen ihrer Nostalgieabende, »als wir damals im selben Team spielten«. Ich hörte ihnen zu und dachte, das Leben sei wirklich nicht einfach. Wahrscheinlich war es zum ersten Mal, dass mir so etwas in den Sinn kam.

Außerdem wurde mir klar, sollte ich es Peter erzählen, könnte ich ihm nicht sagen, dass es Rickey war. Das Muster Ehefrau-und-der-beste-Freund war ganz besonders haarsträubend. Zusätzlich könnte Peter auf die Idee kommen, der Mann, der seine Frau vom rechten Weg abgebracht hatte, müsse auf traditionelle Art geschlagen werden; und wahrscheinlich könnte er Rickey, der so viel größer war, nicht schlagen. Das würde Peter nur noch mehr demütigen.

Ich weiß, all das klingt absurd – als hätte ich damals gedacht, diese Geschichte sollte als Farce gespielt werden. Nein, das habe ich nicht. Es gab Angst, Bedauern und Fassungslosigkeit. Aber sie sind verblasst. Ich erinnere mich nur an mein Erstaunen, dass alle Theorien über das Recht auf Experimente

und über wünschenswerte vielfältige Erfahrungen – Theorien, die bei den Gesprächen über die sexuellen Abenteuer von Freunden so völlig passend geklungen hatten – keinerlei Hilfe waren, als die Entscheidung Peter und mich betraf.

Mich erstaunte auch, dass ich, obwohl ich seit über zwei Jahren mit Peter verheiratet war, nicht den geringsten Schimmer hatte, wie er es aufnehmen würde. Ich hielt es für denkbar, dass er mich erschießen könnte – wahrscheinlicher war, dass er es nicht täte, mich aber für alle Zeiten verlassen würde – und auch möglich, dass er verstehen würde, wie zufällig die ganze Sache gewesen war.

Eine Woche verging. Ich kaufte einen Hut, der Pete sehr gefiel; tagsüber schrieb ich Texte; an den Abenden ging ich tanzen; ich versuchte, »gut« zu ihm zu sein, besorgte Sachen, die er zum Frühstück mochte, und schlug ihm die Restaurants vor, in denen er am liebsten aß.

Und jedes Mal, wenn er mich küsste, dachte ich, ich müsse weinen.

Aus dem Grund erzählte ich es ihm am Ende der Woche. Ich wartete nicht auf einen passenden Augenblick. Der hätte sich natürlich nie ergeben. Ich sagte es ihm, als wir unser gemütliches Sonntagsfrühstück beendeten. Ich war sogar relativ heiter in dem Moment, als alles, was geschehen konnte, mir nicht ärger erschien, als so weiterzumachen, als wäre nichts gewesen.

Ich aß meine Waffel auf. (Ich hatte Waffeln gebacken, weil Pete sie so gerne mochte.) Ich dachte: »Wetten, dass ich mein Lebtag nie wieder eine Waffel esse.« (Und so war es.)

Als ich Pete eine zweite Tasse Kaffee einschenkte, dachte ich: »Meine Hände sind kalt, aber sie zittern nicht.« Als ich mir

eine Zigarette anzündete, dachte ich, »Es ist schön, ein Frühstückszimmer zu haben.«

Und als ich Pete und mich im Wandspiegel betrachtete – Pete blond, schlank, attraktiv und lässig in einen alten violetten, seidenen Morgenmantel gehüllt, und ich klein, dunkelhaarig und weißhäutig, relativ dekorativ in einem türkisen Satinnegligé – dachte ich, dass wir beide absolut bezaubernd aussähen.

Ich sehe uns heute noch da sitzen, aber nicht als wären es Pete und ich. Sondern als betrachtete ich durch eine staubige Fensterscheibe zwei Fremde in einer Tür jenseits einer breiten Straße.

Ich schaffte es, unernst zu klingen. »Pete, ich möchte die eine-Frau-gesteht-alles-Show abziehen.«

Er sah unbesorgt aus. »Mein Gott, Schatz, hast du einen Pelzmantel auf Pump gekauft?«

»Schlimmer.«

»Du hast deinen Job verloren, und wir müssen wieder in ehrbarer Armut leben?«

»Mach keine Witze, Pete.«

Seine Stimme veränderte sich. »Entschuldige, Patty, was ist los? ... Guck nicht so besorgt. Du weißt, ich schlage dich nicht.«

Ich atmete tief durch. »Ich war dir untreu.« (»Untreu« ... so ein merkwürdiges Wort.)

Ich konnte ihn nicht ansehen, und dann musste ich ihn ansehen. Ich hatte immer Petes Gelassenheit bewundert. Jetzt saß er absolut ausdruckslos da ... aber wie schrecklich still er war.

»Patty ... ist das zufällig ein Scherz?«

»Nein.« Was hatte ich da losgelassen ... was dachte er?

»Wie ist das passiert?« Seine Stimme klang sehr ruhig.

Ich konnte ihm doch nicht von Rickey erzählen. Ich hatte mir nicht überlegt, was ich sagen oder nicht sagen würde; hatte nicht durchdacht, was er fragen könnte. Nun ...

»Ich war betrunken, Pete.« Das war mager; er wusste, dass ich nie so betrunken war.

Er ließ es so stehen. »Wer war der Mann, Patty?«

(Spiel auf Zeit. Vielleicht ruft gleich jemand an oder so und mir bleibt Zeit nachzudenken.)

»Ich habe dich auch nicht nach dem Namen der Frau gefragt, bei der du geblieben bist.« Natürlich wusste ich ihn ohnehin.

»Das hat doch damit nichts zu tun?«

Und es hatte nichts damit zu tun, wenn er nicht das Gefühl hatte, dass es damit etwas zu tun hatte.

(Ich darf nicht »Rickey« sagen. ... Ist da gerade jemand gestorben? ... Nein, ich darf niemanden nennen.)

»Sag mir, wer das war, Patty.« Er kannte Rickey seit fünfzehn Jahren ... Rickey bedeutete ihm mehr als jeder andere, mit Ausnahme von mir. Mir war Rickey egal. Es war mir egal, wenn er irgendwo wirklich sterben würde, aber ich konnte doch Pete nicht so entsetzlich demütigen.

Er nahm meine Hand. »Schau nicht so ängstlich. Ich will es doch nur verstehen, Liebling.« Was für eine *alte* Stimme.

»Aber du musst mir sagen, wer es war. Mit dem habe ich ein Wörtchen zu reden.«

(Gewinn Zeit ... gewinn Zeit zum Nachdenken.)

»Jetzt bist du aber altmodisch, Pete.«

Das war nicht gut.

»Ja, das bin ich wohl. Lenk bitte nicht ab.«

Ich verlor den Kopf. Wie die traditionelle Mörderin aus den Klatschspalten hörte ich offenbar einen Schuss.

Ich hörte mich sagen: »Das hat keinen Sinn. Siehst du ... es war mehr als nur ein Mann.«

Er stieß seine Kaffeetasse vom Tisch.

»Tut mir leid«, sagte er. »Das war ungeschickt von mir. Sprich weiter ... was hast du gerade gesagt?«

»Peter, du weißt es nicht, aber wenn ich manchmal auf Partys zu viel getrunken habe, werde ich einfach ziemlich dumpf ... und ich habe mich dann nicht mehr unter Kontrolle, das geht schon eine ganze Weile so« ... (er darf keinesfalls die Daten überprüfen) ... »ich wollte es dir längst sagen, aber ich habe mich nicht getraut ... und natürlich gehe ich zurück zu meinen Eltern oder willige in die Scheidung ein oder was immer du willst.« (Oh, er soll mir glauben, nein, er soll mir nicht glauben.)

Er bewegte seinen Mund, als täte er ihm weh. »Rede nicht so schnell, Patty.«

Ich hörte ganz auf zu reden. Er würde mir glauben, ganz sicher. Er hatte mir immer geglaubt. Ich hatte ihn noch nie belogen.

Er sagte mit völlig unpersönlicher Stimme: »Und ich habe immer gedacht, du seist der reinste Mensch auf der Welt.«

Ich fing an zu weinen, nicht weil es etwas bringen würde – sondern weil ich nicht anders konnte.

»Tu das nicht, Patty«, sagte er wieder sehr sanft. »Hör zu, willst du mir einen Gefallen tun?«

»Ja.«

»Dann sei still, setz dich hin und lies ein Buch ... es ist alles in Ordnung ... ich möchte nur alleine sein.«

Ich setzte mich. Er ging ins Schlafzimmer und schloss die

Tür hinter sich. Ich vergoss viele Tränen über all den Kupferdrucken; und wusste, dass es dumm war.

Plötzlich kam mir der Gedanken: »Vielleicht bringt er sich um. Ich muss ihm sagen, er soll es nicht tun.« Leise öffnete ich die Schlafzimmertür. Er hörte mich nicht. Er lag bäuchlings auf seinem Bett und schluchzte.

Das war das einzige Mal, dass ich Peter weinen sah.

Ich wagte nicht hineinzugehen. Ich setzte mich wieder und starrte auf die Wohnzimmerwand. Sie war cremefarben. Sie müsste neu gestrichen werden, aber nicht so dringend.

Nach einer Weile hörte ich, dass Peter duschte. Er kam herein und sah gut aus oder fast gut.

»Hör zu, Pat, ich habe dir kurz etwas zu sagen, und unterbrich mich nicht, Liebling. Du bist eine unglaublich begehrenswerte junge Frau, und ich habe mich nie richtig um dich gekümmert. Ich habe dich dazu ermuntert zu trinken und all so was. Ich bin schuld an dieser Sache. Wir reden nicht mehr darüber. Nur ... du tust es nicht wieder, ja?«

»Nein, nein, nein«, sagte ich. »Nie wieder. Aber du trägst keine Schuld, du hast mir vertraut.«

»Es wäre besser gewesen, wenn ich ein bisschen auf dich aufgepasst hätte ... Nun, Liebling, stell dich unter die Dusche und zieh dich an. Ich mixe uns Cocktails, dann trinken wir ein, zwei und rufen herum. Vielleicht finden wir heraus, was Rickey macht.«

Nachdem ich angezogen war, tranken wir jeder zwei Manhattan und besuchten Rickey. Er mixte Highballs. Nach meinem ersten nahm mir Peter das Glas weg. »Die Kleine trinkt jetzt weniger Alkohol, Rick. Der ist schlecht für ihre Nerven.« Rickey sah überrascht aus, sagte aber nichts.

Er und Peter betranken sich ziemlich heftig und redeten über Football.

Zwei Wochen später sagte ich zu Peter: »Wenn du nach längerem Überlegen doch möchtest, dass ich wegen der Sache zu meinen Eltern zurückgehe oder so, dann sag es mir.«

»Vergiss es, mein Engel. Ich habe es schon vergessen.« Das hatte er nicht, aber ich sprach ihn nie wieder darauf an.

Dann verbrachten wir drei sehr heitere Monate. Kleinigkeiten waren nun anders. Peter achtete darauf, was ich trank; und als Bill Martin, den ich aus Boston kannte, in die Stadt kam und mich fragte, ob ich mit ihm in ein Dachlokal zum Tanzen ginge, sagte Peter, er wolle nicht, dass ich mitginge.

Das machte mir gar nichts aus. Ich hatte Peter vor all dem geliebt und danach liebte ich ihn doppelt so sehr. Ich fand, er ging so großartig damit um. Das finde ich noch immer.

Ich dachte: »Ich will versuchen, es wiedergutzumachen. Ich will für Peter immer gutgelaunt sein, so hübsch wie möglich aussehen, all seine Artikel lesen und nicht mehr so extravagant sein.«

Ich fühlte mich sehr erwachsen.

Eines Tages sagte Peter: »Weißt du, du entpuppst dich als der wunderbarste Mensch, mit dem man verheiratet sein kann. Einfach die perfekte Ehefrau.«

Da war ich wieder richtig glücklich.

In der darauffolgenden Woche kam Hilda Jarvis nach New York.

Jede Einschätzung, die ich zum Charakter dieser Frau abgebe, wird vermutlich zwangsläufig falsch sein. Sie hatte mir einmal vorgehalten, als sie mir netterweise erklärte, warum

ich so schlecht für Peter sei, ich hätte keine Moral und könne darum Menschen, die eine hätten, nicht verstehen.

Ich entgegnete, das könne wohl sein, aber dass ich mehr Sinn für Männer in meinem linken Daumen hätte als sie in ihrem ganzen hundertfünfundvierzig Pfund schweren Körper.

All unsere Unterhaltungen wurden so abwegig und bösarzig wie diese. Wir hatten nie dieselbe Sprache gesprochen. Das hatte in all den Jahren, als wir in Boston um die Ecke wohnten, keine Rolle gespielt, denn wir hatten nur über Bücher, Kleider und ihre Kämpfe mit ihrer Tante Genevieve gesprochen. Sie war wunderbar zu ihrer Tante Genevieve.

Ich versuche es noch einmal. ... Hilda war ein bisschen steif in den Gelenken – und in ihrer Seele. Sie war gut gebaut und hatte geschickte Hände und Füße. Sie hatte glattes, langes braunes Haar und blaue Augen, die ausdrucksstärker gewirkt hätten, wenn sie Rouge auf die Wangen aufgetragen hätte, aber das tat sie nicht. Sie war ein sehr reines Mädchen. Sie hätte irgendeine simple Seele heiraten sollen und eine liebenswerte Gattin abgeben. Natürlich wäre sie nach zwei ruhigen Kindern sehr dick geworden.

Ja, ich mag sie nicht. Sie überzeugte mich von der Relativität der Tugend: Wird zum Beispiel eine Frau in zwanzig Betten eingeladen und schafft es, sich von neunzehn fernzuhalten, dann ist sie rein prozentual gesehen deutlich tugendhafter als eine Frau, die nur in eines eingeladen wird und hineingeht.

Sie hatte nicht geheiratet, weil die gebrechliche Tante ihr nicht erlaubte, auszugehen und Männer zu treffen. Sie war unbezahlte Pflegerin, Gesellschafterin, Sekretärin und Haushälterin für diese Tante. Sie führte ein langweiliges Leben und war von der Idee, uns für drei Monate in New York zu besuchen,

höchst begeistert, als ich es ihr vorschlug. (Die Tante war nach Florida eingeladen, Hilda nicht.)

Pete und ich hatten Gehaltserhöhungen bekommen und lebten unterdessen in einer Wohnung mit einem extra Schlafzimmer. Darum hatte ich ihr den Vorschlag machen können. Sie war unser erster und letzter Hausgast.

Anfangs missbilligte sie uns beide ein wenig – unsere Cocktails, die Zigaretten und Gespräche –, und Pete war etwas angeödet von ihrer Haltung. Doch nachdem wir sie in einige amüsante italienische Restaurants geführt hatten, war sie entschlossen, mehr vom Leben zu entdecken. Nach zwei Gläsern Rotwein blühte sie regelrecht auf. Ich fand das recht süß und ein bisschen armselig – so entlarvend, wie wenig Fröhlichkeit sie in ihrem Leben erfahren hatte.

Eines Abends fand Pete heraus, dass sie hervorragend französische Lyrik vorlas, und war begeistert. Poesie war eine seiner Leidenschaften. Ich konnte zwar Französisch lesen, aber ich hatte schlechte Lehrer gehabt, und meine Aussprache war grässlich. Sie hatten also eine schöne Zeit, als sie mit François Villon begannen und ihre Lektüre an zwei, drei Abenden in der Woche fortsetzten, während ich arbeitete. (Ich hatte einige freiberufliche Werbeaufträge übernommen, die vorübergehend meine Abende füllten, damit ich mir einen Biberpelz leisten könnte.)

Über die französischen Dichter verliebte Hilda sich in Pete. Ich dachte, das sei verständlich und kein Grund zur Sorge. Sie hatte noch nie zuvor so viel von einem Mann gesehen wie von Pete, und er war äußerst charmant. Er mochte sie mittlerweile ebenfalls – sie war so gelassen, freundlich und kultiviert.

Ich wollte etwas Geschicktes tun – und überlegte, wer von

unseren Freunden sie attraktiv und nicht zu öde fände; und ich wollte, dass derjenige viel Zeit bei uns verbrächte, damit ich beobachten könnte, ob die Übertragung ihrer Zuneigung von Pete auf ihn ohne Schaden gelingen würde.

Aber ich war extrem beschäftigt und immerzu müde und ließ die Dinge schleifen. Ich merkte, dass sie zunehmend von Pete fasziniert war, weil sie anfang, mit mir eindeutig rüde umzugehen. Ständig meckerte sie über die Menge des Lippenstifts, den ich auftrug, über meine zu tiefen Dekolletés oder zu kurzen Röcke. Das ärgerte mich zwar, aber ich war zu angestrengt, um mich damit abzugeben.

An einem regnerischen Freitagabend hatte ich die Wahl, mich in Peters und Hildas Poesiestunde zu drängen oder mit Rickey in einem Restaurant zu Abend zu essen; er war zu der Zeit die einzige Person, mit der Pete mich ausgehen ließ. Das war logisch. Rickey war sein ältester Freund und der Mensch, dem er am meisten vertraute.

Rick und ich hatten bereits jede Peinlichkeit, die sich zwischen uns hätte einstellen können, ausgeräumt. Als sich die Gelegenheit bot, hatte er mir innerhalb von zehn Minuten gesagt, es tue ihm leid wegen Pete, dass es passiert sei. Er wusste nicht, was ich meinem Mann erzählt hatte oder ob überhaupt; aber davon ausgehend, dass das Geschehene ein bedauerliches Versehen gewesen war, konnten er und ich ganz locker miteinander umgehen.

Vor die Wahl gestellt, Zuhörerin bei einem Poesieabend zu sein oder mit Rick zum Abendessen zu gehen, entschied ich mich deshalb für Rick. Ich rief Pete an und sagte ihm, ich sei gegen elf Uhr zu Hause. Er führte Hilda zum Abendessen aus.

Um elf hatte Hilda bereits mein Leben auf den Kopf gestellt und war der Meinung, sie habe damit nur ihre christliche Pflicht erfüllt. Doch ich behaupte, dass sie ohne jeden Skrupel eine Waffe einsetzte, die ihr bei diesem Abendessen in die Hand gelegt wurde, um das zu erreichen, was sie wollte.

Pete war betrunken gewesen. Er hatte angefangen, über mich zu reden. Hilda hatte sich immer herablassender über mich geäußert, ich sei eine unbedachte und wankelmütige Person. Peter, der wegen der schrecklichen und nicht verheilten Verletzung, die ich ihm zugefügt hatte, von diesem soliden und »guten« Mädchen getröstet werden wollte, war verständlicherweise vertrauensselig geworden.

Er hatte Hilda bestätigt, dass ich *tatsächlich* unbedacht und wankelmütig sei; und zwar so sehr, dass ich ihn mit vier, fünf verschiedenen Männern betrogen hätte.

Nun – Peter hatte Hildas Tante Genevieve nie kennengelernt.

Er hatte nicht gewusst, dass Hilda mit dem Glauben an gute und böse Frauen erzogen worden war, an Schwarz und Weiß, an Richtig und Falsch, an Laster und Tugend; und dass sie in ihrem Leben keinerlei Erfahrungen gemacht hatte, die ihr Vertrauen in Absolutes hätten erschüttern können.

Sie hatte gesagt: »Armer Peter. Sie ist eine durch und durch verdorbene und leichtfertige Person. Ich bin mir ganz sicher, dass sie bereits in Boston, ehe sie dich kennengelernt hat, vier, fünf Affären hatte. Vielleicht kann sie nicht anders. Aber du – du verstehst etwas von Ehre und Treue. Du solltest sie aus deinem Herzen streichen, ehe sie dich wieder enttäuscht.«

(Man mag es eine Fußnote eines Lebens nennen. Vielleicht glaubte Hilda, was sie gesagt hatte, denn laut Petes Äußerung

war ich »böse«. Doch erst zwei Jahre später offenbarte mir Pete bei einem unserer seltenen Abendessen, was Hilde ihm über mich erzählt hatte.)

Was sie ihm erzählt hatte, entsprach nicht der Wahrheit. Ich hatte, ehe ich Peter kennenlernte, nie eine Affäre gehabt.

Ich kam an jenem Herbstabend 1925 nach Hause, ich fühlte mich ausgeglichen, ich fühlte mich beschwingt, und ich kam zu einem Peter, der mit mir abgeschlossen hatte; und ich sollte nie erfahren, warum, wobei es möglicherweise doch nützlich gewesen wäre, es zu wissen.

Ich schloss die Tür auf. Die Wohnung war dunkel. Als ich mich auszog, erzählte ich Peter, der sich unruhig hin und her wälzte: »Rick und ich haben eine unglaublich lustige Show gesehen.«

Er sagte: »Es interessiert mich nicht, was du gesehen hast.«

Ich dachte: »Er ist sehr verärgert ... vielleicht hat er die Nase voll von diesen Abenden mit Hilda. Ich muss was dagegen tun.« Und ich legte mich schlafen.

Als ich am nächsten Tag nach Hause kam, bat mich Peter um die Scheidung.

Einfach so, ohne einleitende Worte.

»Das kommt ziemlich überraschend. Warum?«, fragte ich.

»Weil ich Hilda heiraten möchte.« (Hilda hatte sich an diesem Abend verdrückt.)

Ich dachte, einer von uns sei verrückt geworden, und glaubte nicht, dass ich es war.

»Warum willst du sie plötzlich heiraten?«, fragte ich.

»Weil sie rein ist, und du hast nicht die geringste Ahnung, was das bedeutet.«